№ 35. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Tochter des Wucherers. 8)

Von Henriette Katz.

VIII.

Noch nie wohl hatte eine Verlobungsanzeige so viel Aufregung und Verwunderung hervorgerufen, wie diejenige von Ruben und Röschen!

Die meisten Leute fanden es unbegreiflich und lächerlich. Sie konnten und wollten es nicht glauben, wenn sie es nicht gar zu deutlich schwarz auf weiß vor sich gesehen hätten. Röschen Heinemann, die Tochter des Rentiers Heinemann, sie so schön, so liebenswürdig und so gebildet, und — ein Schuhmacher!

Die Meisten bedauerten den alten Mann, der doch gewiß nur mit großem Widerwillen in eine solche Heirath gewilligt haben mußte, denn daß sich Röschen in Ruben verliebt, war ja bald in der ganzen Stadt bekannt.

Sie waren Alle begierig, den alten Mann einmal zu sehen, den dieser harte Schlag gewiß niedergebeugt und für sein Leben unglücklich gemacht hatte. Die Neugierde wurde bald gestillt; denn zum großen Staunen Aller erging einige Tage darauf an alle Bekannte Röschens die Einladung zu einer nachträglichen Verlobungsfeier. Das war doch wirklich sehr rücksichtslos von Röschen gegen ihren Vater. Sie hatten aus Mitleid für ihn beschlossen, ihm schriftlich zu gratuliren, um ihn nicht so arg auf die Folter zu spannen, den Leuten gegenüber auch noch gute Miene zum bösen Spiel machen zu müssen; und nun waren sie doch gezwungen, Röschens halber, die immer gegen Jedermann liebenswürdig gewesen, hinzugehen.

Was sie aber im Heinemann'schen Hause sahen, setzte sie fast ebenso sehr in Erstaunen, wie die unerklärliche Verlobungsanzeige.

Es waren lauter glückliche Gesichter, von denen sie empfangen wurden. So arg konnte sich Niemand verstellen. So wohlgemuth und glücklich hatte ja noch Niemand den alten Mann gesehen. Und außer Ruben und Röschen war noch ein anderes Brautpaar anwesend: Leo und Sara! Man wußte nicht, über was man sich am meisten wundern sollte, über die Gewandtheit und Bildung Rubens, oder das fröhliche Aussehen des alten Herrn. Ein Gedanke aber drängte sich Allen auf: daß der kranke, alte Schuhmacher doch viel, viel Freude an seinen Kindern erlebte. Denn auch Sara's Bräutigam gefiel Allen so ungemein, daß man sich im Stillen fragte, wie ein solcher Mensch nur dazu gekommen sei, ein so einfaches und womöglich ganz unvermögendes Mädchen zu heirathen; er würde wohl von keiner der anwesenden Damen einen Korb bekommen haben. So kam es, daß an diesem Abend wohl nur die Gastgeber wahrhaft vergnügt waren; die Gäste zeigten zwar meist heitere Mienen, aber Keiner war ganz bei der Sache. Ein Jeder und eine Jede hing im Stillen den eigenen Gedanken nach, die denn auf dem Nachhauseweg ausgetauscht wurden. Eines aber war einstimmig ausgesprochen, daß man selten zwei so schöne Paare gesehen habe.

Als die Sorgen um den alten Herrn Heinemann als überflüssig betrachtet werden durften, gab's für die Leute in dieser Angelegenheit wieder neue Bedenken. Man war nicht im Klaren darüber, wie sich die Dinge jetzt gestalten würden. Der Bräutigam Röschens mußte doch nun auf alle Fälle seinem Beruf entsagen und man munkelte allgemein, Herr Heinemann wollte ihn in der Musik weiter ausbilden lassen, weil er sehr viel Talent habe. Aber auch das kam anders, als man erwartet.

„Denkt Euch nur, er bleibt Schuster!" so riefen sich, verächtlich die Achseln zuckend, Röschens Freundinnen zu. „Ich weiß es ganz bestimmt, Minni; der Baumeister hat heute meinem Vater erzählt, daß Herr Heinemann das Haus, in welchem er bis jetzt zur Miethe gewohnt, für seinen Schwiegersohn gekauft habe und einen großen Laden mit einer noch größeren Werkstätte darin errichten lasse. Was wird man da noch Alles erfahren! Es ist ja wirklich Alles so außergewöhnlich bei dieser Heirath, daß man auf Gott weiß was für Dinge gefaßt sein kann. Es heißt ja auch, daß Sara's Bräutigam die hiesige Lehrerstelle bekommen wird. Der alte Herr Cahn soll natürlich ganz seelig darüber sein, daß er sein Leben nun doch da beschließen kann, wo es begonnen und daß seinen Kindern so unendlich viel Glück bescheert ist. Röschen soll er förmlich vergöttern."

So redete man hin und her, während die vier jungen Leute das Glück eines schönen Brautstandes genossen, wie es wohl wenigen zu Theil wird, und die Väter gemeinschaftlich darüber nachdachten, wie die von ihnen gefaßten Pläne am besten auszuführen seien.

Auch sie harmonirten in seltener Weise zusammen. Beide vergaßen bei dem Gedanken an das Wohl ihrer Kinder keinen Augenblick daran zu denken, daß die Glücklichen auf dieser Welt die Verpflichtung haben, wieder zu beglücken und zu erfreuen, und es war für sie ein gar schönes Bewußtsein, daß auf ihre Kinder der schöne Vers:

> Wer in seinem Busen Menschenwürde,
> Allgemeine Menschenliebe trägt,
> Unterlieget nie der schweren Bürde,
> Die den Schwächling tief zu Boden schlägt!

anwendbar war. Nein, ihre Kinder waren keine Egoisten. Es schlug ihnen ein warmes, theilnehmendes Herz für jedes Weh der Menschen und sie hatten den steten Willen, nach ihren Kräften zu helfen, wo Hülfe noth that.

Auch die alte Recha lebte jetzt ganz in ihrem Element. Es verging fast keine Stunde, in der sie nicht von Röschen um Rath gefragt wurde; sie mußte förmlich Mutterstelle vertreten bei der jungen Braut.

Wenn Röschen Einkäufe zur Aussteuer machte, bei jeder Handarbeit, beim Auswählen der Geschenke, kurz bei Allem, was Röschen unternahm, wurde mit Recha Rath gepflogen, und das machte ihr die größte Freude.

Immer wieder stellte sie Vergleiche an zwischen Röschen und ihrer verstorbenen Mutter. Es trat jetzt wieder so recht zum Vorschein, wie grundverschieden diese Frauen waren. Ueberall trat Röschens reines, unverfälschtes Herz zu Tage.

Die schönsten Stunden waren es ihr, wenn sie sich Abends zur Ruhe legten; dann plauderten sie meist noch stundenlang zusammen. Wie sehr hatte sie Frau Heinemann dagegen fühlen lassen, daß sie nur die bezahlte Dienerin des Hauses sei. Wie schön mußte es doch sein, wenn erst Röschen als kleines Hausmütterchen schaltete und waltete, denn wo sie weilte, war Liebe und Frieden!

IX.

So ganz ungetrübt sollte jedoch Röschens Brautzeit nicht vorüber ziehen, noch einmal hatte sie schwere Herzenskämpfe zu bestehen.

Als sie eines Morgens ihres Vaters Schreibtisch ausräumte, fiel ihr plötzlich beim Durchsuchen eines Schubfaches ein großes Briefcouvert mit der Aufschrift: „An meine Tochter!" auf.

Was hatte das zu bedeuten? Gewiß hatte der Vater damals, als er jahrelang leidend und sie noch ein kleines, unerfahrenes Mädchen war, Allerlei niedergeschrieben, was er ihr gerne gesagt hätte. Das Couvert war ja nicht einmal versiegelt, deshalb war es gewiß kein Unrecht, wenn sie ihre Neugierde befriedigte und nachsah, was es enthielt. Es war ein sehr umfangreiches Manuskript, das ihr beim Oeffnen entgegenfiel. Es war, um was sie den Vater so oft gebeten und was immer wieder hinausgeschoben worden war: „Seine Lebensgeschichte!"

Wenn es ihr nun auch an Zeit fehlte, dasselbe sogleich durchzulesen, so beschloß sie, doch noch denselben Abend dazu zu benutzen. Erst wollte sie aber Recha fragen, ob sie den Vater nochmals darum bitten sollte, ihr persönlich einmal alle seine Erlebnisse zu erzählen, oder ob sie nicht auch glaube, daß sie ihm vielleicht einen Dienst damit erweise, wenn sie sich durch das an sie gerichtete Schreiben Aufschluß über dasjenige verschaffte, was sie gerne schon längst gewußt hätte. Warum der Vater so ungern und wenig von der seligen Mutter sprach? Seit sie älter und besonnener geworden, und viel drüben bei Cahn's verkehrt hatte, war ihr dies immer mehr aufgefallen. Sie kam schließlich zu der Vermuthung, daß des Vaters Ehe keine glückliche gewesen, was ihr bei seinem Charakter ganz unerklärlich schien. Es war gut, daß Ruben an diesem Tage nicht zu Hause war, er würde sicher Röschens Aufregung bemerkt haben. Der Vater schrieb dies der vielen Arbeit und Zerstreuung zu und hatte selbst jetzt so viel zu denken und zu schaffen.

Die alte Recha aber erschrak nicht wenig, als sie Abends nicht wie gewöhnlich ihre seit letzter Zeit wieder so lustige Rosel, sondern ein ernstes, fragendes Mädchen vor sich sah. Nach langem Sinnen rieth sie Röschen, das Schreiben durchzulesen; sie hatte ja jetzt ein Herz, das ihr alles Ungemach ertragen half.

(Fortsetzung folgt.)

Die Messe in Nowgorod.

1. Die goldene Internationale.

„Die goldene Internationale!" — so hieß der Titel einer Schrift, welche einem Berliner Stadtgerichtsrathe Stöcker'sche Unsterblichkeit verliehen hat. Neben der rothen und schwarzen die „goldene" Internationale! Daß damit die alten deutschen Farben, die Farben der Freiheitskriege, herabgewürdigt werden zu Symbolen alles dessen, was deutschem Volke und deutschem Wesen haßerfüllt gegenüber stehen soll, daran haben die conservativen und die liberalen Schimpfwortfabrikanten sicherlich nicht bedacht. Einer Trikolore des Hasses scheint das Philisterium eben jederzeit zu bedürfen. Die Namen, die Bezeichnungen wechseln allein. In den Zeiten der Versumpfung, in der Mitte unseres Jahrhunderts, hieß es: „Pole, Jude und Franzose". Jetzt sind die „drei Internationale" die Reichsfeinde. Wie steht es nun mit der Internationalität der goldenen Internationalen? Ist der Zusammenhang der Juden wirklich ein solcher, daß er es ihnen unmöglich macht, oder wenigstens es ihnen erschwert, sich voll als Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen ꝛc. zu fühlen? Ist der Jude ein Angehöriger des in der Idee fortdauernden jüdischen Reiches und jüdischen Volkes, das allein durch des Schicksals Ungunst gezwungen ist, in dem oder jenem Lande seinem Gewerbe oder seiner Hantierung obzuliegen? Giebt es nur Juden, die nach ihrem Aufenthaltsorte sich gliedern in Juden in Deutschland oder Juden in der Türkei — oder giebt es jüdische Deutsche, jüdische Russen, jüdische Italiener u. s. f.? Religion oder Nationalität? Das ist die so oft antwortlos ventilirte Frage? Freilich ursprünglich war Beides identisch, ließ das Eine sich vom Andern nicht loslösen. Wer zum Volke der Juden gehörte, bekannte sich zur jüdischen Religion. Wer ein gläubiger Jude war, wurde ein Sproß des Volkes Israel! Doch auch die Stunde, in welcher die Scheidung von Religion und Nationalität sich zu vollziehen begann, liegt in grauer Vorzeit. Fast auf's Jahr läßt sich dieser weltgeschichtliche Moment bestimmen. Im Jahre 593 v. Chr. erließ der Prophet Jeremias ein Sendschreiben an die vornehmen Judäer, welche Nabuchodonosoros nach Babel exilirt hatte. In diesem Hirtenbriefe finden sich die denkwürdigen Worte (Cap. 29, 5—7): „Bauet Häuser und wohnet darin, pflanzet Gärten und verzehret ihre Frucht. Nehmet Frauen und zeuget Söhne und Töchter, nehmet euren Söhnen Frauen und gebet eure Töchter Männern ꝛc. Suchet das Heil der Stadt, in welche ich euch geführt und flehet für sie zum Ewigen: denn in ihrem Heile wird euch Heil sein!" Nicht Jammer und Klage: wie soll ich Gott dienen auf dem Boden der Feinde, sondern Verwachsen mit der neuen Heimath und trotzdem nicht Abfallen zu den Landesgottheiten, sondern treues Festhalten an dem Ewig-Einen — stellt der Prophet als die Forderung der Religion hin. Es muthet uns seltsam an. Der gräuliche Satz: cujus regio, ejus religio, zu deutsch etwa:

„Wessen das Gebiet,
Der hat zu befehlen
Auch den Seelen!
Wer andern Weg
Zum Himmel sich wählt,
Der wird auf Erden
Ohn' Erbarmen gequält —"

— diese teuflische Ausgeburt mittelalterlicher Sophistik ist nur ein später Nachkomme des altheidnischen Territorialsystems der Gottheiten. Soweit eines Volkes Gebiet, eines Stammes Grenzen reichen, soweit reicht seiner Götter Macht und Herrschaft! Wer diesen nicht dienen, ihnen sich nicht beugen will, muß das Land räumen. Der jüdische Lehrsatz, daß Gott ist „der Herr der ganzen Erde" — hatte Palästina nicht zum „Lande des Ewigen", sondern nur zum „Lande Israels" werden lassen, doch jener alte heidnische Gedanke war mächtig genug gewesen, dem reinen Palästina gegenüber die anderen Länder als unreine erscheinen zu lassen. Damit räumte nun Jeremias gründlich auf. Man kann ganz und voll dem Ewigen dienen, auch wenn man in Babylonien wohnt; man kann ganz ein Babylonier werden und dabei ein treuer Diener des Ewigen bleiben! Nicht ein Volk mehr, sondern fortan allein eine Religionsgemeinschaft entwickelte sich das „neue Israel", das „Judenthum" im babylonischen Exil! Freilich — so schnell werden solch' gewaltige Umwandlungen nicht aus der Theorie in die Praxis übersetzt. Die geschichtliche Entwickelung beschreibt eine Schlangenlinie. Im anscheinenden Rückschritte vollzieht sich das langsame Vorschreiten, aber die zeitweise Annäherung an das Gewesene und Veraltete bleibt unverkennbar. Besonders als die nationalen Kämpfe gegen Syrer und Römer die Gemüther erregten, schienen Religion und Nationalität wieder eine unlösliche Verbindung einzugehen. Doch auch in diesen Rückschritten tritt die fortschreitende Entwickelung hervor — die scheinbare festere Verquickung von Volksthum und Glauben verdeckt nur die gründlicher sich vollziehende innere Scheidung. Gegen die die Religion bekämpfenden Syrer würde die

nationale Idee wachgerufen, — hier war das Volksthum der Schleppenträger der Religion. Die Römer suchten die rebellische Nationalität zu vernichten. Ihnen galt die Religion (und als deren äußerliches Sinnbild, der Tempel) als Stütze und Halt des Volksthums. Hier war die Nationalität das Haupt- und Leitmotiv, die Religion nur ein klangvoller Nebenaccord. Noch einige Male flackerte der nationale Gedanke in diesen Kämpfen gegen Rom hell auf. Fast könnte es scheinen, als ob die Religion immer weniger, das Volksthum immer gewichtiger hervortrete. Und doch — in Wahrheit war es umgekehrt. In diesen Kämpfen — die bis in's 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein dauern — verzehrte sich das Volksthum und der Gedanke daran. Die Religion blieb allein übrig als Band „der Zerstreuten Israels". Die „vier Ellen des Gesetzesstudiums" wurden zum idealen Vaterlande. „Der gesetzes- und religionsgelehrte Neophyt steht dem altadeligen Priester voran." Die Nationalität ist Nichts — die Religion Alles.

Die Abstammungsregister gehen verloren, — nur, soweit religiöse Interessen es bedingen (wie bei den Leviten und Aaroniden) bleibt die Familienzugehörigkeit in Erinnerung. Fürstenthum, Adel verschwinden. Ein Gelehrtenadel entsteht! Sicherlich wäre jedes Auferstehen des nationalen Gedankens unmöglich geworden, wenn nicht die mittelalterliche Kirche Religion und Volksthum als ein dem Judenthum Feindliches zusammengefaßt hätte. Organisation gegen Organisation; das Ausstoßen erzwang das Wiederaufleben des nationalen Hoffens! Wo der Haß schwieg, wo nur Religion neben Religion stand und eine — wenn auch beschränkte Theilnahme am Volksleben ermöglicht war — da verloren die Juden überraschend viel von ihrem eigenthümlichen nationalen Wesen und wurden ihren Landesgenossen ähnlich, ja gleich bis zu den geringen, von der Religionsübung bewirkten Unterschieden. Daß die „sephardischen" und „aschkenasischen" Juden fast durch eine Kluft von einander getrennt sind, ist nicht religiös, sondern national! Aber nicht jüdisch-national, sondern „spanisch-portugiesisch"-national, im Gegensatze zu „deutsch-polnisch"-national! Es ist der Gegensatz der „Romanen" zu den „Germanen" und „Slaven" — der uns hier im Judenthume entgegentritt, der unberechtigt bis in die Synagoge hinein nachwirkt! Daß die Sephardim in der Türkei und auch noch in Holland die „Lingua franca" einen spanischen Dialekt, daß die polnischen Juden den Mauschel-Dialekt, d. h. ein wundersames Gemisch süddeutscher Idiome sprechen, ist ein fernerer Beleg dafür, wie die Nationalität der Juden spanisch und deutsch geworden ist, weil sie sich in diesen Ländern während des Mittelalters relativ am meisten heimisch gefühlt haben. Freilich in Holland, England, Italien, in Asien und Afrika verschwindet in der Neuzeit dieses spanische Nationalitätsgefühl, in Polen und den andern slavischen Ländern, in Skandinavien und Ungarn, legen die Juden das mittelalterlich deutsche Volksthum endlich ab, doch nicht, um dafür den Nationaljuden, sondern die Nationalität ihres Heimathlandes einzutauschen. Es ist ein unanfechtbares Axiom: Ueberall, wo die Landesgesetze es gestatten, giebt es nicht mehr Juden im Lande, sondern Einheimische jüdischen Bekenntnisses! Freilich, wo die Juden aus der Volksgemeinschaft sich verbannt sehen, da wird künstlich ein jüdisch-nationales Bewußtsein wachgerufen — der Mensch muß eben ein Vaterland haben. Hat er's nicht auf Erden, so schnitzt er's sich in Wolkenkuckucksheim! So hat die Judenhetze, die in Rußland durch den niedern, in Rumänien durch den vornehmen Pöbel als modernster Sport betrieben wird, ein solch krankhaft sentimentales, jüdisches Nationalgefühl in diesen beiden Ländern emporwuchern lassen, welches als einzig gesunden Kern, als einzig erfreuliche Frucht das Streben zeigt, möglichst viel Juden als Ackerbauer anzusiedeln. Daß aber selbst dort in Halb- wie in Ganz-Asien der jüdisch nationale Gedanke ein Hirngespinnst ist, daß selbst dort, wo er noch am ehesten zur Existenz berechtigt wäre, er nur im Hirn von Schriftstellern und Phantasten spukt, wird durch eine Schilderung erwiesen, welche uns Typen von der Messe in Nißnei Nowgorod vorführt. Der Zeichner derselben*) ist ersichtlich von dem Bestreben geleitet, die Volkszusammengehörigkeit der auf dem Weltmarkte dort sich zusammenfindenden Juden darzuthun. Daß er das Gegentheil nachgezeigt hat, daß aus seiner prachtvollen Charakteristik hervorgeht, wie selbst der religiöse Zusammenhang locker und brüchig ist, weil das Nationalgefühl der Juden nicht mit den Glaubens-, sondern mit den Volksgenossen verbindet und dadurch das religiöse Band als in zweiter Linie stehend, als ein untergeordnetes erscheint — das wird der geneigte Leser sicherlich mit uns leicht erkennen.

2. Auf der Messe.

Zehn Monate im Jahre schläft die am Ufer des Oka sich hinziehende Stadt. Nur während der zwei Meßmonate erwacht sie zum Leben und empfängt mit brausendem Lärme die Ankommenden. Ein Sprachengewirr schallt uns entgegen, da wir die breiten, geraden, reichbelebten Straßen zu durchziehen uns anschicken. Geschäft neben Geschäft, Hotels, Theater, Concertsäle, Gärten und Lustorte — das zeigt sich im ermüdendstem Einerlei und doch mit buntester Abwechslung dem Auge. Aus den wogenden Massen tönet als vorherrschend die russische Sprache hervor. In zweiter Reihe steht das Tartarische, die Sprache des Volkes, das in früheren Zeiten Herr der Wolga gewesen ist, vor dem Europa gezittert hat. Jetzt ist es tief gesunken. Die meisten Tartaren, welche nach Nißnei Nowgorod kommen, sind Bediente, Arbeiter, Lastträger. Dieses Volk ist ein lautredender Beweis dafür, daß Kriegsruhm und äußere Machtentfaltung ein Volksthum nicht erhalten und nicht stützen, wenn ihm ein lebhaftes Nationalgefühl fehlt. Kaum waren die Herrscher von Kasan und Astrachan entthront und ihr Land an Rußland gefallen, als auch ihre Nation sich aufzulösen anfing. Am schnellsten wurde ihr Adel der nationalen Fahne untreu, er trat zur griechisch-katholischen Religion über und russifizirte sich nach und nach vollständig. Ihm ahmte der größte Theil des Volkes nach, so daß nicht ein Volk mehr, sondern nur noch Volkstrümmer von den Tartaren übrig sind. Unter den tartarischen Familien, welche sich den Russen amalgamirt haben, waren auch die Reste der Chazaren.**)

Außer diesen beiden Sprachen schlagen die Idiome Griechenlands, Armeniens, Persiens, Buchara's, China's, sowie alle die verschiedenen Dialekte des Kaukasus an unser Ohr. Und auch du, Sprache Juda's — auch du erhebst deine Stimme an den Ecken der Straßen, deine Laute ertönen auf allen Plätzen und aus vielen Häusern her. Auf! dir will ich nacheilen, laß mich deine Töne hören! Sie klingen mir so lieblich auf fremdem Boden!

Die hebräischen Laute leiteten mich in ein israelitisches Kosthaus! „Schalom Alechem" (Frieden mit Euch). „Alechem Schalom" (Mit Euch Frieden), so erschallt die Bewillkommnung, welcher sich an einem Tische folgendes Gespräch anschließt:

„Woher bist Du, mein Bruder?" — „Von der Küste der Krimm." — „Und Du, woher?" — „Aus Westrußland." — „Was ist Dein Artikel?" — „Südfrüchte." — „Und der Deine?" — „Felle." — „Womit handelst Du, Brüderchen?" Mit diesen Worten wendeten die Beiden sich, wie auf Verabredung, ohne jede Vorrede an einen andern Gast, der sich ihnen gegenüber gesetzt hatte. — „Mit Filz." — „Welchen Preis hat er?" — „Geringen, es giebt wenig Käufer." — „Und Felle?" — „Besser, als im vorigen Jahre."

„Laß einen Rubel nach von Deiner Forderung für die Seide und ich nehme Alles, was Du hast," — so läßt ein Handlungsreisender aus Manchester einem Bucharensischen Juden durch den russischen Dolmetsch sagen. — „Das kann ich nicht, der Reisende aus Lyon hat einen halben Rubel

*) Herr Abraham Salomon Stein im Feuilleton des „Hameliz" Nr. 66, Jahrgang 1883. (Der Uebersetzer.)

**) Daß die „Sabbater", die Sekte der den Sabbath feiernden Christen von ihnen herstammt, ist gänzlich unerwiesen.

mehr geboten, als Du, und ich habe es ihm doch nicht gelassen!" — „So? Gut, dann gebe ich dasselbe, was der Franzose geboten hat, aber auch keinen Cent mehr." — „Zugeschlagen!" ruft der Bucharenser und schlägt mit seiner Hand in die des Engländers ein. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei für den Familientisch.

Graudenz. Der hiesige „Gesellige" bringt ein „Eingesandt", worin es heißt: Zur Erinnerung an die Nacht vom 8. zum 9. August 1858. Der Pfarrer der katholischen Kirche zu Graudenz, der Domherr Franz Dietrich, Direktor des königlichen Schöllehrerseminars und Ritter des Ordens pour le mérite, hatte im Bereich seines Wirkungskreises Alles gethan, um den Frieden und die Eintracht zwischen den Bekennern der verschiedenen Glaubensrichtungen und den Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten herzustellen und zu erhalten; er hatte u. A. auch eine Volksschule errichtet, in welcher Kinder aller Glaubensbekenntnisse gemeinschaftlichen Schulunterricht genossen, während sie ihren Religionsunterricht von den Seelsorgern der Kirchen ihrer Eltern empfingen. Als er die alte, einfallende Umfassungsmauer des Hofes der katholischen Kirche neu und würdig aufbauen ließ, ließ er über die Pforte sein sittlich-religiöses Vermächtniß in der Inschrift setzen:

„Wir glauben All' an Einen Gott
„Und die Liebe vereinigt uns Alle!"

Einige Zeit nach Dietrichs Tode gelang es dem Jesuitenorden, die Erlaubniß zur mehrwöchentlichen Abhaltung von „Missionsandachten" zu bekommen, wozu sich denn auch die Jesuitenpatres Haßlacher, Meurin und Pottgeisser einfanden, und diese brachten es zu Stande, daß nach einer feurigen am Abend des 8. August gegen Dietrich gerichteten Predigt Pottgeissers jene Inschrift in der darauf folgenden Nacht ausgestemmt wurde. Die Absicht des frommen Ordens scheint erreicht zu sein, die Inschrift ist verschwunden und der „gottlose katholische Priester" wenigstens bei Jung-Graudenz vergessen. . . Wenn ein um die Stadt so verdienter Ehrenbürger, wie Dietrich es war, von anderer Seite verunglimpft worden, und Alles mit der größten Schlauheit eingeleitet ist, um sein Wirken spurlos aus der Erinnerung nachwachsender Geschlechter verschwinden zu lassen, so tritt an die Stadt die unabweisbare Pflicht heran, die Erinnerung dessen in würdiger Weise und an der auch in seinem Sinne richtigen Stelle wiederherzustellen.

Laskers Bild betreffend.

Im „Familienblatt Nr. 33 d. J." wurde unter dem Titel „Lasker's Bild" die bescheidene Anfrage gestellt, ob es nicht wünschenswerth wäre, daß das Portrait in Europa bliebe rc. Darauf erhalten wir folgende Erwiderung aus Freiburg (Baden): „Lassen Sie das Bild nach Amerika oder wohin sonst gehen, je ferner, desto besser. Seien Sie versichert, daß, wenn dieses Portrait nur im Geringsten künstlerischen oder auch nur bezüglich der Aehnlichkeit Werth hätte, so wäre es seiner Zeit von einem der Verwandten oder der zahlreichen Verehrer des sel. Lasker angekauft worden. Wir fügen noch hinzu, daß der sel. Lasker, über die ohne seine Einwilligung erfolgte Ausstellung des sogen. Kunstwerkes sehr erbittert war und dessen Entfernung energisch verlangte.

Kleine jüdische Charakterzüge.

Die sonderbare Brille.

Ein Jude handelte mit Brillen und kam damit auch zu einem Advocaten. Der wollte an dem „Semiten" seinen Witz auslassen, setzt daher eine von den ihm von dem Juden vorgelegten Brillen auf, sieht den Juden eine Zeit lang an und sagt dann: „Isaacleben, Deine Brille taugt nichts, denn wenn ich dadurch sehe, sehe ich nichts als einen Spitzbuben!" — „Das kann nicht sein," sagte der Brillenhändler, „haben Sie die Güte und lassen Sie mich mal die Brille aufsetzen," — was auch geschieht. Der Jude betrachtet jetzt eben so genau den Advocaten und sagt dann: „Herr Rechtsanwalt haben doch Recht gehabt, wenn ich durch die Brille sehe, sehe ich wirklich auch nur einen Spitzbuben."

M. W.

Trost.

Laßt ruhig heut' die Männer klagen,
Daß Alles falsch, was Frauen tragen:
So falsche Zähne in dem Munde,
Mit falschen Waden oft im Bunde,
Und falsche Hüften, falsche Haare
Und mehr dergleichen falsche Waare.

Weit schlimmer stand's in alten Zeiten,
Als noch die Seher prophezeiten,
Die künden uns von einer Mode,
Die manchmal führte rasch zum Tode.
Auch David hat davon gesungen —
Von falschen Lippen, falschen Zungen.

Cohen-Rees a. Rhein.

Aus dem Spruchschatz des Talmud.

Poetisch übertragen von Max Weinberg.

Tret' ich nicht selber für mich ein,
Wer wird sich um mich grämen?
Und schaff' ich nur für mich allein,
So müßt' ich mich wohl schämen.
Was thun? — was mir wie Andern frommt,
Doch gleich, wer weiß, was später kommt.

* * *

Wer kein Geld hat einzukaufen,
Soll auch nicht zu Markte laufen.

Räthsel-Aufgaben.



I. Zwei Deutsche Logogryphe.

Von C. in R.

1.

Mit dem Ganzen Gott ich preise;
Fehlt der Kopf, ist's Lieblingsspeise.

2.

In Baum und Strauch, in Moos und Lauch,
In Gras und Kraut ist es zu finden.
Den Kopf entfern', die Füße auch,
Und auch ein Bein laß noch verschwinden.
Wird es Gottes Wille sein,
Zieht der Rest bald bei uns ein.

II. Hebräisches Homonym.

Von C. in R.

Wer im Chumesch weiß Bescheid,
Der findet Thiere dort genannt,
Deren volle Aehnlichkeit
Mit ihrer Sidra ist frappant.
Doch wer möchte רָאָה küren

Und sagen: „Dem רְאֵה es gleicht!"

Der würd' bald den Irrthum spüren,
Weils Laute mehr als dieses zeigt.

Auflösung der Räthsel in Nr. 34.

I. 1. **Jarmuth** (Josua 10,3). **Armuth.**
2. **Orient. Trient.**

II. שֶׁלֶג (Schnee) = **333.**

III. חוּר (Loch), רוּחַ (Wind)

IV. Nicht „Zeruja" — das war der Name seiner Mutter (2. Samuel 17,25) — sondern Seraja. (I Chron. 4,13.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.